

Carola Pohlen: Widersprüche und Verwirrung? Mehr davon! Interdependenzen und die Frage, was verantwortliche Politik/Wissenschaft sein könnte

Vortrag im Rahmen der Ringvorlesung „Behinderung ohne Behinderte?! Perspektiven der Disability Studies“, Universität Hamburg, 14.06.2010

Hallo.

Erst einmal möchte ich mich für die Einladung bedanken. Ich freue mich sehr, hier zu sein. Und ich bin ein bisschen nervös, so viele Vorträge habe ich in meinem Leben noch nicht gehalten. Wenn ich anfangen, zu schnell zu sprechen, weist mich bitte darauf hin.

Die Frage nach verantwortlicher Politik oder Wissenschaft ist eine ziemlich große Frage und ich werde sie hier nicht beantworten. Ich werde einen Vorschlag machen, wie über sie nachgedacht werden könnte. Bevor ich dazu komme, ein bisschen Kontext:

Für mich ist die Frage nach Verantwortlichkeit in der Wissensproduktion spätestens zu dem Zeitpunkt wichtig geworden, an dem ich begonnen habe, mich als weitgehend Nichtbehinderte in den Disability Studies aufzuhalten. Ich war plötzlich in einem wissenschaftlichen Feld unterwegs, das gesellschaftliche Machtverhältnisse untersuchte, in denen ich eine privilegierte Position einnahm. Noch dazu in einem Feld, das sich zu Recht explizit von einer Geschichte abgrenzte, in der nichtbehinderte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler für sehr lange Zeit (und zum Teil noch immer) Aussagen darüber getroffen haben, was Behinderung ist und wie damit „umzugehen“ sei, ohne von Behinderung betroffene Menschen in ihre Forschung einzubeziehen. Für mich hat sich also nicht nur die Frage nach Verantwortlichkeit gestellt, sondern auch die Frage danach, was ich zu diesem Feld beitragen kann. Ist Behinderung etwas, zu dem ich arbeiten sollte? Was ist meine „Verbindung“ zu diesem „Thema“?

Mit meinem Einstieg in die Disability Studies habe ich angefangen darüber nachzudenken, was Behinderung mit mir zu tun hat. Wo Behinderung in meinem Leben auftaucht. Mir war das vorher nicht aufgefallen – das ist der Luxus der privilegierten Position –, aber Behinderung tauchte an ziemlich vielen Stellen auf. Ganz so einfach war es aber auch wieder nicht. Ich konnte damals zwar sehr schnell viele Menschen in meiner Vergangenheit und in meinem nahen Umfeld identifizieren, die auf verschiedene Weise medizinisch diagnostiziert wurden: Da gab es zum Beispiel Menschen mit Epilepsie oder mit Krebs, Menschen, die auf einem Auge nicht sehen oder mit einem Ohr nicht hören konnten. Aber als Behinderte begriffen sich diese Menschen eigentlich eher nicht, zumindest hatten wir nie so darüber geredet. In der Literatur, die ich zu dem Zeitpunkt las, wurden Diagnosen dieser Art unter dem Begriff Behinderung verhandelt. Also stellte sich für mich die Frage, was Behinderung eigentlich ist. Darum wird es jetzt auch in meinem Vortrag

gehen. Das ist der Teil, den ich manchmal widersprüchlich und verwirrend finde. Das ist aber auch ganz gut. Warum, erklärt sich hoffentlich später.

Ich habe meinen Vortrag in zwei Teile geteilt. Zunächst werde ich über Verantwortung sprechen. Im zweiten Teil wird es dann um Behinderung gehen. Ich werde dafür argumentieren, Behinderung als analytische Kategorie zu diskutieren und nicht in erster Linie als Identitätskategorie. Diese Ebenen sind sicher nicht trennbar, aber ich glaube, dass etwas gewonnen werden kann, wenn mindestens immer klar ist, dass es beide Ebenen gibt. Im Titel des Vortrags tauchen auch noch Politik und Interdependenzen auf. Ich muss zugeben, dass beides ein bisschen zu kurz kommen wird.

Also, Verantwortung: Die Frage nach Verantwortung kann sehr unterschiedlich beantwortet werden: Philosophisch, juristisch, pädagogisch, mehr oder weniger handlungspraktisch, mehr oder weniger komplex... Ich beziehe mich heute auf eine Version von Verantwortlichkeit, wie sie im Kontext der feministischen Diskussion um Wissensproduktion und Objektivität in der Wissenschaft verhandelt wurden. Ich werde keinen Überblick über die ganze Diskussion um Objektivität und Wissensproduktion geben. Ich stelle nur einen Ansatz vor, den des *Situierten Wissens*.

Der Begriff wurde durch einen Text von Donna Haraway geprägt, der bereits 1988 erschien. Der Titel des Textes in der deutschen Übersetzung ist: »Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive.« Aus einer von den Disability Studies geschulten Perspektive ist der Text sicherlich nicht ganz unproblematisch. Haraway spricht beispielsweise von »selbstinduzierten multiplen Persönlichkeitsstörungen«, die sich Feministinnen als Ergebnis der Debatte um Dekonstruktion in der Wissenschaft verdanken. Sharon Snyder und David Mitchell bezeichnen solche Formulierungen als »narrative Prothesen«. Behinderung als Metapher zu verwenden ist selten hilfreich für eine Analyse, die auch Machtverhältnisse um Behinderung berücksichtigen möchte. Trotzdem glaube ich, dass Haraways Ansatz auch für die Disability Studies interessant sein kann. Gerade wenn es darum geht, darüber nachzudenken, wie unterschiedliche Wissenspositionen zur Theoriebildung über Behinderung im Zusammenspiel mit anderen Macht- und Herrschaftsverhältnissen beitragen können.

Haraway schreibt in einer Tradition feministischer Wissenschaftskritik, die die Konstruktionsprozesse von Objektivität in der Wissenschaft sichtbar gemacht und kritisiert hat. Haraway ist es wichtig, nicht nur über Konstruktionen und Dekonstruktionen zu sprechen, sondern gleichzeitig die Materialität der Welt zu berücksichtigen. Sie fragt, wie eine Wissenschaft funktionieren kann, die sich auf die Welt und die Dinge in ihr bezieht, und zwar ohne dass sie die Dinge als unveränderliche, natürliche und abgeschlossene Einheiten begreift.

Für Haraway besteht die Antwort auf ihre Frage nach einer solchen Form der Wissenschaft in der Etablierung von Netzwerken und Diskussionszusammenhängen, in denen eine Vielfalt von begrenzten, kritischen Perspektiven existiert. Bei Haraway sind diese Perspektiven nicht nur begrenzt, sondern immer auch positioniert: Das bedeutet, sie haben einen Körper und einen Ort.

Sie existieren im Kontext von Machtverhältnissen. Sie können zur Rechenschaft gezogen werden. Dabei ist kein Standpunkt „unschuldig“, auch nicht die Position der „Unterworfenen“.

Das klingt erst einmal sehr kompliziert, deswegen sage ich es noch einmal etwas anders. Wenn ich wissenschaftlich arbeite, dann ist meine Perspektive begrenzt. Ich habe keinen Zugang zu so etwas wie allgemein gültiger „Wahrheit“. Ich kann mich aber mit anderen zusammenschließen. Ich kann Diskussionszusammenhänge zwischen verschiedenen, auf unterschiedliche Weise in Machtverhältnissen eingebundenen Menschen bilden. Im Austausch und im Prozess der Übersetzung zwischen unseren Perspektiven haben wir die Möglichkeit, ein besseres Bild von der Welt zu zeichnen. Verantwortlich zu handeln bedeutet in diesem Zusammenhang, sich (und anderen) Rechenschaft über die Praktiken abzulegen, die Macht verleihen. Um das ein bisschen plastischer zu machen: Es könnte zum Beispiel bedeuten, im jeweils spezifischen Kontext zu reflektieren, wer in einer Diskussion aus welchen Gründen spricht. Wer hält sich zurück und spricht nicht? Gibt es Möglichkeiten, etwas daran zu ändern? War der Ort, an dem die Diskussion stattfindet, für alle erreichbar? Gibt es Dolmetscherinnen? Macht eine Redeliste Sinn? Verantwortlichkeit wird hier also nicht nur als individuelle moralische Haltung gedacht. Natürlich können auch einzelne Personen zur Rechenschaft gezogen werden. Diejenigen, die andere nicht zu Wort kommen lassen, beispielsweise. Gleichzeitig geht es aber auch darum, die strukturellen Bedingungen zu reflektieren, die zu diesen Verhältnissen beitragen.

Ich komme nochmal auf den Text zurück. Haraway geht nämlich noch einen Schritt weiter, und dieser Schritt ist sehr wichtig. Wenn sie von Situiertem Wissen spricht, dann meint sie damit nicht einzelne Menschen mit eindeutigen Identitäten. Positionierung ist ein Prozess, der nie abgeschlossen ist. Es geht nicht darum, die eigene Position zu finden, indem man etwa „Identitätsmarker“ (wie behindert/nicht behindert, männlich, weiblich, trans, weiß, of colour, Schwarz, Mittelklasse) identifiziert und aufzählt. Es geht darum, die verschiedenen Verstrickungen in Machtverhältnisse und ihre Konsequenzen zu reflektieren und dann Verbindungen mit anderen Menschen einzugehen, die durch ebenso vielfältige und widersprüchliche Verstrickungen in Machtverhältnisse gekennzeichnet sind. Von diesen „Positionen“ aus ist es möglich, sich gemeinsam an die Beschreibung der Welt zu machen. Die Gedankenbewegung zielt also nicht darauf, viele verschiedene Positionen von Einzelpersonen zu beschreiben, die möglichst klar definiert werden können. Es geht vielmehr darum, sich gemeinsam in Richtung von Objektivität zu bewegen. Haraway formuliert das folgendermaßen: »Das Versprechen der Objektivität liegt darin, dass wissenschaftlich Erkennende nicht die Subjektposition der Identität suchen, sondern die der Objektivität, dass heißt der partialen Verbindung.« Das geht natürlich nicht, ohne Bezug auf Identitäten. Aber man muss sie nicht als zeitlos gültig betrachten.

Was bedeutet das für die Disability Studies? Haraway hält den Bezug auf ungebrochene Identitäten für nicht besonders hilfreich, wenn es um Positionierung geht. In den Disability Studies ist die Frage danach, wer Disability Studies betreibt, sehr wichtig. Das hat gute Gründe, ich habe

vorhin schon darauf verwiesen. Ich habe den Eindruck, dass gerade in Deutschland die Position, dass Disability Studies von behinderten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern betrieben werden sollte, besonders stark vertreten wird. Die Arbeitsgemeinschaft Disability Studies hat sich explizit einen Zusatz zu ihrem Namen gegeben: »wir forschen selbst«. Gleichzeitig informiert die AG auf ihren Web-Seiten, dass nichtbehinderte Menschen selbstverständlich mitmachen dürfen. Die Disability Studies sollen nicht auf einen exklusiven Kreis beschränkt bleiben.

Es geht hier darum, in einem „machtförmigen Wissenschaftsapparat“, in dem es um Ressourcen und damit zusammenhängend auch darum geht, welche Wahrheiten sich etablieren können, bestimmte Perspektiven zu stärken. Das ist natürlich sinnvoll. Gleichzeitig ist es aber auch nicht so einfach. Das hat damit zu tun, dass die Frage danach, was Behinderung ist, nicht so einfach zu beantworten ist.

Damit komme ich wieder zu meinen eingangs erwähnten Gedanken zurück: Ich hatte mich gefragt, wie Behinderung in meinem Leben auftaucht. Ein paar Antworten habe ich gefunden. Ich werde eine kurze Geschichte darüber erzählen. Sie fängt mit der Beschreibung eines einzelnen Körpers an. „Ein unglücklicher Einstieg, Behinderung ist doch mehr!“, werden sich jetzt diejenigen denken, die sich schon auskennen. Das stimmt. Ich fange aber trotzdem so an:

Mein Vater konnte auf einem Auge nichts sehen. Mit diesem Auge schielte er zur Seite. Wenn ich meinen Vater angeguckt habe, habe ich das nie bemerkt. Hin und wieder haben mir Menschen außerhalb meiner Familie gesagt, sie seien verwirrt, weil sie nie wüssten, ob mein Vater sie ansehe, oder nicht. Auch wenn ich selbst meist nicht bemerkte, dass mein Vater anders guckte als andere Leute, wurde es immer wieder thematisiert:

Ich weiß nicht mehr, wann und wo es passiert ist, aber ich erinnere mich an ein Gespräch, in dem mich eine Bekannte darauf hinwies, dass es für meinen Vater wegen seiner Art zu gucken schwierig würde, eine „neue Frau“ zu finden. Geschichte zu Ende. Es ist aber schon genug da, über das es sich nachzudenken lohnt. Ich habe vier Gedanken, die ich hier vorstellen werde:

Mein erster Gedanke: Zunächst einmal ist interessant, auf welche Weise soziale Beziehungen und die damit einhergehenden Konventionen missachtet werden: Als Tochter (noch dazu als Kind oder Jugendliche) bin ich wohl kaum zuständig für Fragen dieser Art. Abgesehen davon war mein Vater ja mit meiner Mutter verheiratet und nach meiner Kenntnis nicht auf der Suche nach einer „neuen Frau“. Trotzdem habe ich damals darüber nachgedacht: Ist irgendetwas an meinem Vater „falsch“ im Sinne von ablehnenswert? Werden „neue Frauen“ ihn in Zukunft ablehnen? Die Sehbehinderung meines Vaters schien „Besorgnis“ erforderlich zu machen, sogar in einem so großen Ausmaß, dass das klassische Vater-Tochter-Verhältnis für einen Moment komplett

umgedreht wurde: Klassischerweise sind es die Eltern, die für ihre Kinder „Sorge tragen“, nicht anders herum.

Mein zweiter Gedanke – er ist ziemlich offensichtlich: Behinderung wird in dieser Geschichte negativ bewertet. Das Statement thematisiert die Sehbehinderung meines Vaters als etwas, das ihm Probleme bereiten könnte. Damit das möglich wird, wird eine Situation entworfen, von der sich nicht andeutet, dass sie eintreffen wird. Selbst wenn sich, wie in meiner Geschichte, in einer konkreten Situation für niemanden ein Nachteil ergibt, selbst wenn niemand aktiv behindert wird, so sind im Kontext von Behinderung sofort Situationen vorstellbar, in denen das so sein wird. Sogar erfundene Geschichten erscheinen real. Es ist überhaupt nicht schwierig, Behinderung als ein Problem darzustellen. Die Disability Studies thematisieren diese „Inszenierung“ von Behinderung seit vielen Jahren.

Ich komme zu meinem dritten Gedanken: Mein Vater taucht in der Geschichte nicht als Person auf. Sein Handeln wird festgelegt (er wird auf der Suche nach einer „neuen Frau“ sein), ob das seinen Wünschen und Vorstellungen entspricht, scheint irrelevant. Er taucht auf als „Ort“ einer Sehbehinderung, die in einer möglichen Zukunft negative Reaktionen hervorrufen wird. Auch ich habe ihn in meiner Erzählung zu einem „Ort“ gemacht. Ich habe von der Sehbehinderung meines Vaters gesprochen und damit die Behinderung in seinem Körper lokalisiert. Ich weiß nicht, ob mein Vater sich selbst als behindert bezeichnet hätte. Mein Vater lebt nicht mehr, deswegen kann ich ihn nicht mehr fragen. Aber vielleicht ist es auch eher das Bedürfnis nach Lokalisierung von Behinderung, dass es zu hinterfragen gilt. Behinderung ist nicht eindeutig lokalisierbar. Natürlich ist es möglich zu sagen, eine Person sei behindert und damit zum Beispiel zu meinen, dass sie einen Behindertenausweis hat, nicht laufen oder nicht hören kann. Eine solche Aussage ist aber nicht besonders hilfreich, wenn es darum geht, Behinderung zu verstehen. Die Disability Studies argumentieren schon lange gegen die Verortung von Behinderung in individuellen Körpern, wie sie im medizinischen Modell von Behinderung ihren stärksten Ausdruck findet. Sie machen darauf aufmerksam, dass Behinderung sich nicht sinnvoll mit objektivierendem Blick auf einen einzelnen Körper beschreiben lässt. Nur in Bezug auf die prozesshafte soziale Regulierung aller Körper lässt sich etwas aussagen darüber, was Behinderung (zu einem spezifischen historischen Zeitpunkt an einem spezifischen Ort) ist. Meine Geschichte eignet sich nicht gerade dazu, stichhaltige Aussagen über die soziale Regulierung aller Körper zu treffen. Aber sie verweist auf Bedeutungen von Behinderung und Wechselwirkungen mit anderen sozialen Verhältnissen. Auf eine Wechselwirkung habe ich bereits hingewiesen: Behinderung und soziale Konventionen um Verhältnisse zwischen Eltern und Kindern (hier spielt auch Alter eine Rolle). Mein vierter Gedanke dreht sich um das Zusammenspiel von Behinderung und Heteronormativität.

Also, mein vierter und letzter Gedanke: Die Geschichte trifft nicht nur Wertungen über

Behinderung, sie tut das im Zusammenspiel mit Aussagen über Geschlecht. Mein Vater, ein Mann, muss entweder eine Frau „haben“ oder eine neue Frau „suchen“. Die heteronormativen Einschreibungen der Vermutung habe ich damals noch nicht verstanden. Jetzt sind sie ziemlich offensichtlich. Über das Zusammenwirken von Geschlecht und Behinderung gibt es mittlerweile eine Reihe guter Texte. Vor allem behinderte Frauen weisen seit vielen Jahren auf ihre Situation in der Schnittmenge von Sexismus, Heteronormativität und Able-ism hin. Einige von ihnen haben bereits in dieser Veranstaltungsreihe gesprochen oder werden das noch tun. Sie weisen darauf hin, dass sich die Diskriminierungen (als Behinderte und als Frauen) nicht einfach addieren, sondern sich stattdessen neue Formen von Diskriminierung ergeben. Behinderte Frauen werden häufig nicht in ihrer Weiblichkeit anerkannt, sie werden entsexualisiert. Obwohl sie nicht im gleichen Maße als Frauen wahrgenommen werden wie nichtbehinderte Frauen, sind sie in höherem Maß von sexualisierter Gewalt betroffen. Einen Schwangerschaftsabbruch oder eine Sterilisation durchführen zu lassen ist für von Behinderung betroffene Frauen oft leichter, als für nichtbehinderte Frauen. Für dieses möglicherweise höhere Maß an Selbstbestimmung wird allerdings ein Preis gezahlt: Dass auch Frauen, die von Behinderung betroffen sind, Mütter sein wollen und können, löst noch immer Erstaunen bei vielen Nichtbehinderten aus. Zwangssterilisationen waren lange Zeit Gang und Gebe.

Das waren meine vier Gedanken. Zusammengefasst: Behinderung wird häufig negativ bewertet, im individuellen Körper lokalisiert und als Problem inszeniert. Die Disability Studies begreifen Behinderung demgegenüber als sozialen Prozess. Behinderung und Nichtbehinderung verstehen sie nicht als willkürlich auftretende Eigenschaften individueller Körper. Die Vorstellung von behinderten und nichtbehinderten Körpern entsteht vielmehr im Kontext von Machtverhältnissen, die soziale Praxis strukturieren. Sie werden in einem Verhältnis zueinander hergestellt – als natürlich erscheinende Oppositionen. Behinderung steht in Wechselverhältnissen mit anderen Machtverhältnissen (hier mit Geschlecht und Alter, beziehungsweise Familienbeziehungen).

Eine Klarstellung: Ich will hier nicht falsch verstanden werden: Selbstverständlich haben Menschen sehr unterschiedliche Körper, mit unterschiedlichen Fähigkeiten. Wenn ich von sozialer Praxis und von der „Herstellung“ von Behinderung und Nichtbehinderung rede, dann meine ich nicht, dass es nach einer dekonstruktiven interpretatorischen Leistung keine unterschiedlichen Körper mit vielen unterschiedlichen Fähigkeiten mehr gibt. Ich glaube aber, dass es sie auf andere Weise geben kann, auf weniger ausschließende, entwertende und diskriminierende Weise. Es spricht schließlich nicht grundsätzlich etwas dagegen, im Kontext von sozialer Praxis auch die Körper und die Erfahrungen von Menschen mit ihren Körpern zu berücksichtigen.

Ich habe anfangs gesagt, dass ich dafür argumentieren möchte, Behinderung als analytische Kategorie zu denken. Was ich damit meine, habe ich im Kontext meiner Geschichte schon angedeutet. Ich möchte das aber noch ein bisschen ausbauen. Und da ich unter anderem aus den

Gender Studies komme, mache ich das in Bezug auf Judith Butler. Butler hat unter anderem untersucht, wie vergeschlechtlichte Subjekte entstehen. Wenn sie sich die Prozesse anguckt, über die geschlechtliche Identifizierungen reguliert werden, spricht sie viel von *Normen*. Was sind Normen? Bei Butler sind Normen nicht einfach etwas, dem der oder die Einzelne entsprechen soll oder möchte. Schlankheit zum Beispiel wäre keine Norm im Butlerschen Sinne. Erkennbar sind Normen am ehesten in den Effekten, die sie produzieren. Es ist allerdings nicht möglich, durch die Stadt zu spazieren und Normen „an sich“ zu sehen. Normen, so Butler, sind nämlich nicht verständlich in Bezug auf ein einzelnes Individuum, sondern produzieren immer Verhältnisse und Beziehungen zueinander. Normen wirken, indem sie Menschen produktiv individualisieren, beschreiben, bewerten und Vergleiche zwischen ihnen ermöglichen.

Um deutlich zu machen, wie Normen Körper regulieren, werde ich noch etwas bei Butlers Auseinandersetzung mit Geschlecht bleiben. *Gender* ist nach Butler eine Norm. Weil Normen Verhältnisse zueinander produzieren, kann Gender nun nicht einfach nur Maskulinität oder Feminität sein. Vielmehr ist Gender zu verstehen als ein regulatorischer Apparat, der diese Kategorien in ihrem Verhältnis zueinander herstellt und als natürliche Opposition erscheinen lässt. Normen existieren nur durch und über soziale Praktiken, in denen sie verkörpert und neu bestimmt werden. Somit sind sie prinzipiell veränderbar. Das ist zum Beispiel sichtbar in den unterschiedlichen Bedeutungen, die Weiblichkeit und Männlichkeit in unterschiedlichen Kontexten und zu unterschiedlichen Zeiten haben sowie in dem sich wandelnden Verhältnis, in dem sie zueinander stehen.

Ich gehe davon aus, dass über Behinderung ähnlich nachgedacht werden kann. Insofern macht es nicht sehr viel Sinn, nur von Behinderung zu sprechen, ohne Nichtbehinderung zu erwähnen. Behinderung und Nichtbehinderung wären gemeinsam als regulatorischer Apparat zu verstehen.

Ich glaube, dass es Sinn macht, einen neuen Begriff zu etablieren. Wenn von Behinderung die Rede ist, liegt die Assoziation mit einzelnen Körpern nahe, egal ob sie als medizinisch diagnostizierte oder als von der Umwelt behinderte Körper gedacht werden. Ich denke, es lohnt sich einen Begriff zu etablieren, der Behinderung als analytische Kategorie beschreibt. Vielleicht gibt es ihn auch schon und ich habe ihn übersehen. Dann bitte ich um Aufklärung. Das Beste, was mir bisher dazu eingefallen ist, ist Nicht*Behinderung. Ich bin nur halbwegs glücklich mit diesem Begriff. Ich halte ihn für einen sinnvollen Stolperstein im Lesefluss, der daran erinnern kann, dass es um eine analytische Kategorie geht, um ein Machtverhältnis, und nicht in erster Linie um Identität. Um noch mehr Werbung zu machen: So ein holpriger Begriff dient nicht zur Verwechslung mit einem Identitätsmarker. Das ist zum Beispiel mit dem Begriff *queer* passiert. Ursprünglich war er ja gerade dazu gedacht, Identitäten zu kritisieren. Mittlerweile wird er als Selbstbezeichnung verwendet. Niemand wird sagen, ich bin Nicht*Behinderung. Aber die Holprigkeit ist auch ein Nachteil: Da erklärt sich erstmal nicht viel von selbst. Wie gesagt, ich bin auf bessere Ideen gespannt.

Bevor wir aber zur Diskussion darum kommen, möchte ich abschließend noch auf eine weitere Frage eingehen, die mir in diesem Zusammenhang wichtig erscheint. Ich habe mich bisher sehr an Diskussionen in den Gender Studies orientiert und versucht, sie für die Disability Studies nutzbar zu machen. Wie ist das aber, mit der Übertragung von Gedanken, die im Kontext von Geschlecht entstanden sind? Vor einer Weile diskutierte ich mit einer Bekannten über Unterschiede und Ähnlichkeiten zwischen Geschlecht und Behinderung. Irgendwann sagte sie: Ein Geschlecht hat jeder, eine Behinderung nicht. Stimmt das?

Ich behaupte, dass kommt darauf an, mit welcher Perspektive diese Frage gestellt wird. Natürlich sind nicht alle Menschen von Behinderung betroffen. Natürlich identifizieren sich nicht alle Menschen als behindert. Hier argumentieren wir aber auf der Ebene von Identitäten und Identitätszuschreibungen. ABER: Ich würde behaupten, dass es nicht nur eine „Geschlechterordnung“ gibt, die geschlechtliche Identitäten und damit zusammenhängend Diskriminierungen und Privilegierungen organisiert. Das passiert auch im Zusammenhang mit Behinderung und Nichtbehinderung. Ich habe dieses „Ordnungssystem“ gerade Nicht*Behinderung genannt. Die Form der Diskriminierung, die an dieses System gekoppelt ist, wird in den Disability Studies als able-ism bezeichnet.

Behinderung beschreibt eine Art von Identität, die schwerer abgrenzbar ist als im Falle von Geschlecht. Zwar werden bei der Geburt eines Kindes (häufig sogar vor der Geburt) sowohl Geschlecht als auch Behinderung und Krankheit beziehungsweise deren vermeintliche Abwesenheit festgestellt. Im Gegensatz zu Geschlecht ist Behinderung aber etwas, von dem viele Menschen erst im Verlauf ihres Lebens betroffen sind. Die Machtverhältnisse um Gender und Nicht*Behinderung wirken also unterschiedlich. Leitet sich daraus aber ab, dass nur von Behinderung betroffene Menschen mit Nicht*Behinderung zu tun haben? In der Geschichte, die ich vorhin über meinen Vater erzählt habe, gab es keine Person, die sich selbst als behindert identifiziert hätte. Es gab meinen Versuch, meinen Vater so zu bezeichnen, den ich aber sofort wieder zurückgezogen habe. Im Grunde haben sich ja nur zwei Nichtbehinderte unterhalten.

Ich denke, dass es sich lohnen würde, auch darüber nachzudenken, was Nichtbehinderung eigentlich sein soll und wie sie aufrecht erhalten wird. Was sagt diese Geschichte also über Nichtbehinderung? Es scheint, als seien Nichtbehinderte dazu berechtigt (vielleicht fühlen sie sich sogar verpflichtet?), sich um Behinderte zu sorgen, ohne sich mit denjenigen zu unterhalten, um die es ihnen (scheinbar) geht: Ich bin damals angesprochen worden, nicht mein Vater. In der Konsequenz habe ich mich gesorgt, nicht mein Vater. Ist „Sorge“ vielleicht eine Praxis, über die Nichtbehinderung als Identität aufrecht erhalten wird? In meinem Vortrag sollte es nicht um Nichtbehinderung als Identität gehen, deswegen beende ich hier meine Gedanken. Aber ich glaube es lohnt sich, hier weiter zu diskutieren.

Zum Abschluss komme ich noch einmal auf Haraway zurück. Mit dem Konzept des Situiereten Wissens lässt sich denken, wie ein Themenfeld aus einer Vielzahl miteinander verwobener

unterschiedlicher Perspektiven – unter Berücksichtigung bestehender Macht- und Herrschaftsverhältnisse – bearbeitet werden kann. Es geht Haraway nicht um die Festschreibung von Identitäten, sondern um epistemische Praxen. Und es geht ihr darum, verantwortlich Wissen zu produzieren. Das bedeutet, die Mechanismen, die privilegieren und diskriminieren, im Blick zu behalten. Es bedeutet, die Art und Weise zu reflektieren, auf die Wissen hergestellt wird.

Ich denke, das bedeutet, dass Wissen über Nicht*Behinderung in Netzwerken und Diskussionszusammenhängen von Menschen hergestellt werden sollte, die auf unterschiedliche Weise von Nicht*Behinderung subjektiviert werden. Im Kontext der universitären Wissensproduktion heißt das, von Behinderung betroffenen Menschen vermehrt Zugang zu verschaffen. Ich glaube, dass es auch heißt, Nichtbehinderung als Identität denkbarer zu machen und in die Theoriebildung einzubeziehen. Wenn wir mehr darüber wissen, was Nichtbehinderung überhaupt sein soll, dann können wir auch leichter dafür sorgen, dass sich die Dinge ändern.

Das war's. Vielen Dank für eure Aufmerksamkeit. Ich bin sehr gespannt auf die Diskussion.

Literatur

Butler, Judith (2004). *Undoing Gender*. Ort: Verlag.

Ewinkel, Carola/Hermes, Gisela u.a. (Hrsg.). 1985. *Geschlecht: behindert. Besonderes Merkmal: Frau*. München: AG SPAK.

Haraway, Donna. 1995. *Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive*. In: dies. *Die Neuerfindung der Natur. Primaten Cyborgs und Frauen*. Frankfurt/New York, S. 73-97.

Köbsell, Swantje. 1993. *Eine Frau ist eine Frau ist eine Frau... Zur Lebenssituation von Frauen mit Behinderung*. In: Barwig, Gerlinde/ Busch, Christiane (Hg). „Unbeschreiblich weiblich!“ in: *Frauen unterwegs zu einem selbstbewussten Leben mit Behinderung*. München: AG SPAK, S. 33-40.

Köbsell, Swantje (2010). *Gendering Disability. Behinderung, Geschlecht und Körper*. Bielefeld: transcript Verlag, S. 17-34.

Mitchell, David (2002). *Narrative Prothesis and the Materiality of Metaphor*. In *Disability Studies. Enabling the Humanities*, Sharon Snyder, Brenda Jo Brueggemann & Rosemarie Garland-Thomson (Hrsg.), New York: MLA, S. 15-30.